

Die Sprachsituation der deutschen Schweiz und das Konzept der Diglossie

1. Einleitung

Über eines scheint man sich einig zu sein: Die Sprachsituation der deutschen Schweiz hat etwas Auffälliges an sich. Auch was diese Auffälligkeit ausmacht, ist seit rund zweihundertfünfzig Jahren kaum bestritten: Es ist der allgemeine Gebrauch von "Dialekten" in der alltäglichen Kommunikation, damit das Fehlen einheimischer Gruppen, die sich in dieser Situation der "Hochsprache" bedienen. Dieses soziolinguistische Arrangement erschien Charles Ferguson (1959) spezifisch genug, um einen eigenen Terminus zu verdienen.

Ferguson schlug dafür Diglossie vor, und er illustrierte das Arrangement durch Beispiele, denen zwei entscheidende Merkmale gemeinsam waren: (1.) Der Gebrauch zweier genetisch verwandter Varietäten in der gleichen Gesellschaft und (2.) die Verteilung dieser Varietäten aufgrund funktionaler, nicht sozialer Kriterien: "In diglossia, it is context not class, or other group membership, that controls use" (Hudson 2002: 6). Der "Kontext" kann zwei grundlegenden Typen zugeordnet werden, einem formellen und einem informellen. Jedem entspricht eine der beiden Varietäten; in formellen Situationen ist die "*H(igh variety)*" angemessen, in informellen die "*L(ow variety)*". Formelle Sprache ist prototypisch im schriftlichen Medium verwirklicht, informelle Sprache in der "gewöhnlichen Konversation". In der deutschen Schweiz kommt dem "Hochdeutschen" die Rolle von H, den Dialekten¹ die Rolle von L zu (Ferguson 1959: 328).

Die genetische Verwandtschaft der Varietäten unterscheidet die Diglossie von gesellschaftlichem Bilingualismus. Die Verteilung der Varietäten nach situationalen/kontextuellen Merkmalen unterscheidet sie vom linguistisch ähnlichen Standard-mit-Dialekt-Arrangement, in dem grosse Gruppen der Bevölkerung ausschliesslich die H-Varietät benutzen. Diglossie impliziert nicht, dass sämtliche Mitglieder der Gesellschaft beide Varietäten gleicherweise "beherrschen", aber es impliziert, dass keine Gruppe den Dialekt *nicht* beherrscht.

Ferguson verstand seine Arbeit auch als taxonomisches Hilfsmittel zum Auffinden vergleichbarer Situationen (1991: 215). Sie macht kaum einen Versuch, linguistische, soziale und funktionale Merkmale in einen begründeten Zusammenhang zu bringen.² Die vier Beispiele sollten zeigen, dass "Diglossie" einen soziolinguistischen Typ unterschiedlicher Herkunft bezeichnet, der in verschiedenen Regionen und Gesellschaftsformen belegt werden kann (1959: 429).

¹ Gewöhnlich steht der einen H-Varietät eine Menge von L-Varietäten (Dialekten) gegenüber, die ebenfalls genetisch verwandt sind. Das macht das Bild etwas komplexer (vgl. Ris 1979: bes. 50ff.), wird hier aber vernachlässigt.

² Ferguson (1959: 328ff.) beschreibt den Unterschied zwischen den Varietäten nach neun Variablen: Funktion, Prestige, Literary Heritage, Acquisition, Standardization, Stability, Grammar, Lexicon, Phonology. Hudson (2002: 9) macht darauf aufmerksam, dass die Merkmale als geschlossenes, eng geknüpft Set verstanden werden können.

Das Konzept wurde hundertfach benutzt, verworfen, umdefiniert und wieder aufgegriffen. Die ausgiebige Diskussion beweist, dass ein Bezeichnungsbedürfnis vorlag, aber auch, dass Fergusons Vorschlag viele Probleme ungelöst liess. Schon die Wahl des Terminus *Diglossie* war nicht nur glücklich, da er kolonialistische Konnotationen trug,³ und für manche Dialektologen waren die Bezeichnungen *Low* und *High* politisch unkorrekt, weil sie direkt auf höhere und tiefere Sozialschichten bezogen werden könnten.⁴

Interessanter waren die Diskussionen über die theoretischen Implikationen des Konzepts. Joshua Fishman (1975) versuchte den Fergusonschen Begriff in eine übergeordnete Theorie einzubinden, für die er zwei grundlegendere Oppositionspaare annahm: Eine Gesellschaft kann (1.) *linguistisch* danach beurteilt werden, ob die Mitglieder zwei Varietäten benutzen oder nicht. Tun sie es, trifft der traditionelle Begriff des *Bilingualismus* zu; die Verwandtschaft der Varietäten spielt keine Rolle. Die Gesellschaft kann (2.) *soziolinguistisch* danach beurteilt werden, ob die Varietäten funktional verteilt sind oder nicht; sind sie es, handelt es sich um – *Diglossie*. Diese terminologische Wahl stiftete so viel Verwirrung, dass darüber Fishmans Bemühungen um die Ableitbarkeit der Begriffe oft übersehen wurden. Dagegen führte der sehr selbstverständlich gesetzte Begriff der "Gesellschaft" erstaunlicherweise nur selten zu Diskussionen (Fasold 2002: 85ff.). So leben in der Deutschschweiz viele Personen, die den diglossischen Regeln nicht unterliegen – allerdings müssen sie sich durch einen fremden Akzent "ausweisen": Gehören sie zur "Gesellschaft" oder nicht?⁵

Fergusons Diglossie-Konzept ist von den Schweizer Dialektologen und Soziolinguistinnen begeistert aufgenommen worden: Endlich schien der längst verspürten Sonderfall ihrer Situation auf den Punkt gebracht. Die Diskussionen um den Begriff hinterliessen allerdings auch hierzulande ihre Spuren: Ist die deutsche Schweiz ein Beispiel für "Diglossie" *tout court*, für "koordinierte Diglossie", für "mediale Diglossie", oder handelt es sich nicht doch eher um "Bilingualismus" oder gar um "asymmetrischen Bilingualismus"?

Ich bin nach wie vor der Meinung, "kanonische" Diglossie im Fergusonschen Sinne beschreibe sehr wohl grundlegende Charakteristika der Deutschschweizer Sprachverhältnisse, und das möchte ich im Folgenden begründen. Meine Ausführungen verdanken das meiste den Überlegungen anderer; stärker verbunden, als aus den Anmerkungen hervorgeht, bin ich Alan Hudson (1991; 2002).⁶

2. Verschiebung der Kontexte

³ Eine "Archäologie" des Diglossie-Begriffs bietet Prudent (1981).

⁴ Fergusons Domänen-Liste (1959: 329) lässt keinen Zweifel, dass die Begriffe auf "Stilistisches" zielen; insofern gelten sie tendenziell auch für die deutsche Schweiz. Vgl. die Antworten zu den "besser passenden" Varietäten für gewisse Kommunikationsinhalte bei Schläpfer/Gutzwiller/Schmid (1991), S. 131ff.

⁵ Zur prekären sprachlichen Stellung der Deutschen in der Schweiz vgl. Koller (1992).

⁶ Einigen Einwände habe ich in Haas (2002) formuliert.

Die Diglossie-Diskussion innerhalb der Schweizer Soziolinguistik beschäftigte sich zunächst vor allem mit Verschiebungen der diglossischen Verwendungsregeln. Die Verhältnisse um 1981 schienen gut getroffen durch Koldes Begriff der *medialen Diglossie*, wonach die Varietätenwahl im Wesentlichen *medial* gesteuert wird: Mündlichkeit ruft L, Schriftlichkeit H (Kolde 1981: 65ff.). "Nicht-medienkonforme" Verwendungsweisen der Varietäten bleiben innerhalb enger Grenzen; ausserhalb dieser Grenzen werden sie als metaphorische Wechsel interpretiert – was die Verbindlichkeit der medialen Verteilregeln nur bestätigt (Fishman 1975: 43). Die sorgfältigste Beschreibung der Deutschschweizer Diglossie zwanzig Jahre später bietet Werlen (1998); das grosse Verdienst dieser Analyse liegt darin, dass sie der mündlichen und schriftlichen Verwendung beider Varietäten nachgeht.

Auf Grund soziologischer und technischer Entwicklungen hat die mündliche Kommunikation in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen immer grösseren Stellenwert gewonnen. In enger Wechselwirkung damit veränderten sich in allen Sprachen der westlichen Welt die Formalitätszuschreibungen an Kontexte: Für immer mehr Situationen wurden informellere Register/Varietäten als angemessen betrachtet. In der Diglossie vermehrten sich somit die Kontexte für den Dialekt, bis hin zu einer Varietätenverteilung, die nur noch vom Medium gesteuert schien und nur noch sehr vermittelt vom Formalitätsgrad der Situation.

Die neuesten Informationstechnologien mit ihren alphabetischen Kommunikationsformen (e-mail, Internet-Chats, SMS usw.) müssten nun eigentlich umgekehrt nach den Regeln der medialen Diglossie die H-Varietät als die schriftlich angemessene fördern. Tatsächlich aber benutzen viele Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen für die elektronische Kommunikation ihren Dialekt, den sie dazu ad-hoc und nach eigenen Regeln verschriftlichen (Christen in Vorb.). Der schriftelektronische Dialektgebrauch hat zweifellos ganz andere Dimensionen⁷ angenommen, als die traditionelleren Formen schriftlicher Dialektverwendung, wie sie Werlen noch 1998 beschreibt. Das Medium hat an "steuernder Kraft" verloren. Sind wir deshalb von der Diglossie zu einer andern Sprachsituation übergegangen? Etwa zu "gewöhnlichem" Bilingualismus, wie Ris (1990: 40ff.) vermutet, oder zu "asymmetrischer Zweisprachigkeit", wie Werlen (1998) vorschlägt? Sind unsere soziolinguistischen Kategorien so "oberflächennah", dass wir sie mit jeder neuen Technologie grundlegend neu überdenken müssen?

Dazu besteht keine Notwendigkeit. Die neuen Medien erlauben es bloss, greller zu erkennen, was wir eigentlich immer wussten: Grundlegende Steuerungsfaktoren bei der Varietätenwahl sind nicht die "äusserlichen" Charakteristika des Mediums (akustisch vs. optisch), grundlegend sind nach wie vor Faktoren, die etwas mit Informalität und Formalität, mit Nähe und Distanz zu tun haben.

⁷ Im laufenden Jahr (2003) hat eine 24-jährige Germanistikstudentin innert 55 Tagen 400 SMS empfangen, davon 343 in Dialekt (86%); 26 Standarddeutsch; 19 Französisch; 10 Englisch, je 1 Italienisch und Lateinisch. Es handelt sich wohl um einen Extremfall, aber die Tendenz spricht doch klar zugunsten des Dialekts (frdl. Angaben von Irène Hofstetter).

3. Registervariation und ihre Replikate

Mit seiner Reduktion der "Diglossie" auf den funktionalen und des "Bilingualismus" auf den linguistischen Aspekt gelang Fishman eine Entflechtung wichtiger Ebenen des Gegenstandsbereichs und eine gefällige merkmalsanalytische Systematisierung "gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit". Die bekannte kreuzklassifizierende Tabelle mit den vier logischen Kombinationen der zwei Grössen [\pm Bilingualismus \pm Diglossie] (z.B. 1975: 96) war ein wichtiger Schritt hin zu einer "Theorie" der gesellschaftlichen Mehrsprachigkeit – aber es war ein allzu mechanischer Schritt.

Man hat Ferguson vorgeworfen, das Merkmal der "genetisch verwandten" Varietäten sei unbrauchbar zur Unterscheidung von Diglossie und Bilingualismus, da es nicht angebe, von welchem Ähnlichkeitsgrad an zwei "verwandte" zu zwei "unverwandten" Varietäten würden. Doch mit der Eliminierung des Kriteriums ist wenig erreicht und viel verloren. Zwar brauchen bei Fishman die beiden Varietäten nicht mehr "verwandt" zu sein, und deshalb kann nun auch das Elsass als diglossisch gelten, und es erleichtert uns nur die Arbeit, dass wir es hier unzweifelhaft mit zwei nicht verwandten Varietäten zu tun haben. Umso heftiger könnten die Diskussionen am andern Pol entflammen (Fasold 2002: 88f.): Wenn das Paar Dialekt/Standardsprache einen Fall von Bilingualismus darstellt, warum denn nicht auch das, was bis anhin als *Registervariation* innerhalb *einer* Sprache bezeichnet wurde? Und sind nicht gerade in diesem Fall funktionale Gebrauchsbedingungen besonders klar ausgebildet? Konsequenterweise verwirklicht die Registervariation für Fishman (der darin Gumperz folgt) die Merkmalskombination [$+$ Bilingualismus $+$ Diglossie] (1975: 96).

Konsequenz dieser Konsequenz ist allerdings, dass nun ausser dieser einen Kombination alle andern aus Fishmans Tabelle verschwinden. Es dürfte Konsens sein, dass es keine natürliche Sprache *ohne* Registervariation gibt, und Registervariation ist immer funktional: Alle Sprachgemeinschaften gehören folglich zunächst einmal in die Kategorie [$+$ Diglossie $+$ Bilingualismus], von der Register-Variation über Fergusons Diglossie und seine Standard-mit-Dialekt-Situation bis hin zum herkömmlichen Bilingualismus.

Damit sind wir wieder an der Stelle angelangt, an der Ferguson seinerzeit das Bedürfnis nach nützlicheren Distinktionen verspürte. Doch vielleicht lässt sich auf dieser "tabula rasa" eine kohärentere Theorie der Diglossie aufbauen. Koch und Oesterreicher (1994) haben vorgeschlagen, die Opposition zwischen einem "Nähe-Register" und einem "Distanz-Register" als anthropologisch begründete Konstante, als sprachliches Universale aufzufassen: Der Mensch ist nicht nur von Natur aus das *sprechende*, sondern auch das *stilistisch angemessen* sprechende Wesen.

Registervariation mit zwei prototypischen Grundregistern für zwei stilistische Grundfunktionen kann als Keimzelle und Modell jeglicher Art von gesellschaftlicher und funktionaler Verwendung mehrerer Varietäten betrachtet werden. Alle andern Formen gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit

sind unterschiedliche *Replikate* des universalen Musters, Organisationsformen sprachlicher Vielfalt *nach dem Muster* der Registervariation. Die Replikate "erben" die prototypischen Funktionen des Musters, füllen es aber je eigenständig mit Material auf. Die linguistische Form und die soziolinguistischen Regeln, die für ein bestimmtes Replikat in einer bestimmten Gesellschaft gelten, müssen historisch begründet werden. Es muss gezeigt werden, woher das sprachliche Material stammt, das dem einen oder andern Register inkorporiert wird; wie gross der sprachliche Abstand zwischen den beteiligten Varietäten ist und was für das Ausmass des Abstands verantwortlich ist; wie die Funktionsverteilung zustande gekommen und nun geregelt ist; welche Umstände das Verschwinden oder im Gegenteil die Stabilität eines bestimmten Replikats befördern usw. Die unterschiedlichen Ausgestaltungen des grundlegenden Musters hängen ab von sozialen, historischen, kulturellen, politischen u.a. Faktoren, und ebenso vielfältig können ihre Erscheinungsformen und ihre Interpretation durch die Sprecher sein.

Hudson (1994) hat die Idee erwogen, Diglossie als Spezialfall der Registervariation zu betrachten. In seinem neuesten Aufsatz (2002: 2) postuliert er aber, dass Diglossie und Gesellschaftlicher Bilingualismus nicht einfach zwei Oberflächenvarianten des gleichen unterliegenden Phänomens "funktionale Komplementarität von Codes" darstellten, sondern sich in Bezug auf sozialen Ursprung, Entwicklungsgang und die Art ihrer eventuellen Auflösung fundamental unterschieden. Nach der hier vertretenen Auffassung gibt es in der Tat ein "unterliegendes Phänomen", nämlich die universelle Registervariation. Die Termini Monoglossie, Diglossie, Standard-mit-Dialekt, (gesellschaftlicher) Bilingualismus... bezeichnen herausragende Replikate der grundlegenden Registervariation, aber sie sind keine Fälle von Registervariation. Sie sind soziolinguistische Variationen eines einzigen Themas, die sich aber, wie Hudson für Bilingualismus und Diglossie postuliert, im Hinblick auf manche Parameter fundamental unterscheiden können, sodass sie von Linguisten wie Laien als besondere Typen erkannt werden.

Fergusons unvorteilhaft konnotierten Begriffe der "hohen" und der "tiefen Varietät" könnten in der Konsequenz dieser Überlegungen durch "Distanz-Varietät" und "Nähe-Varietät" ersetzt werden; ich werde dies hier nicht tun.

4. Verwandtschaft

In den Diskussionen um die Diglossie hat die "Verwandtschaft" der beteiligten Varietäten eine zentrale Rolle gespielt. Es ist zweifellos wenig aussichtsreich, einen Punkt auf einer sprachlichen Ähnlichkeitsskala definieren zu wollen, ab dem eine Situation "gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit" als Diglossie oder aber als Bilingualismus gelten soll. Auch Hudson (2002: 15) hat deshalb die Verwandtschaft der Varietäten als *Definitionsmerkmal* der Diglossie aufgegeben; dass die meisten Fälle von Diglossie tatsächlich verwandte Varietäten vereinen, begründet er durch die sozialen Umstände, die zur Diglossie geführt haben. Dass die Klassifizierung eines soziolinguistischen Arrangements als diglossisch sich nicht *allein* auf die linguistische

"Verwandtschaft" der Varietäten stützen darf, steht ausser Zweifel. Ich vertrete aber die Ansicht, dass dieses Merkmal eine so entscheidende Rolle für *Entstehen* und *Funktionieren* des Arrangements spielt, dass es zwar keine hinreichende, aber eine notwendige Bedingung der Diglossie darstellt.

Zunächst empfiehlt es sich, auf die Verwandtschafts-Metapher zu verzichten und statt dessen von *systematischer Ähnlichkeit* der beteiligten Varietäten zu sprechen. Zwar können die Gründe für das Vorliegen systematischer Ähnlichkeit zwischen zwei Varietäten nur historisch sein, aber die Ähnlichkeit selber ist ein synchrones Faktum, das auch synchron beschrieben werden kann.

Wer Registervariation, also "Mehrsprachigkeit in der einen Sprache", für den universell gegebenen Normalfall hält, muss auf die Idee einer Kompetenz verzichten, die nach dem Muster des homogenen, homöostatischen, geschlossenen Systems konstruiert ist. Vielmehr muss der Sprachkompetenz eines jeden Sprechers die Fähigkeit zum Vergleichen und Separieren verschiedener "Ensembles" von Elementen eingebaut sein. Nur so können natürliche Sprachen erworben und situationsgerecht verwendet werden: Alle Sprechenden leben ständig in einer sprachlichen "Kontaktsituation".

In der Kontaktsituation wird das Problem der Unterscheidbarkeit von Varietäten entschärft (besser: Für den polylektalen Sprecher stellt sich das Problem gar nicht als solches). Die Zeichen-Elemente systematisch ähnlicher Varietäten weisen nämlich zwei wichtige Eigenschaften auf:

1. Zu vielen Elementen der einen Varietät gibt es ein inhaltlich und ausdrucksseitig ähnliches Element der andern. Auf der Ebene der Register treten z.B. Allegro- und Lento-Varianten zu Paaren zusammen; Unterschiede zwischen Dialekten und Standardsprachen folgen häufig einem Muster, das durch schwzdt. *Huus* vs. stdt. *Haus* illustriert werden kann.

2. Zahllose Unterschiede sind systematisch, das heisst sie kehren regelmässig wieder: *redn* – *reden* wie *machn* – *machen*; *luut* – *laut*, *uuf* – *auf* wie *Huus* – *Haus* usw. Auch auf der morphologischen Ebene gibt es systematische Beziehungen: *Mutti* – *Mutter*, *Vati* – *Vater*, ebenso auf der inhaltlichen: *Schatz* – *Geliebte*, *Schmöcker* – *Buch*.

Durch regelmässig wiederkehrende Kontraste schliessen sich die Elemente der beiden Varietäten je zu einem Ensemble zusammen und geben sich "selber zu erkennen": Die Sprechenden können systematisch ähnliche Varietäten aufgrund linguistischer Merkmale ausmachen, und über das Fehlen der systematischen Ähnlichkeiten erkennen sie "nicht verwandte" Varietäten.

5. Erwerb

Wer in eine diglossische Gesellschaft hinein geboren wird, erwirbt die "verwandte" H(istanz)-Varietät auf eine Weise, die vom "gewöhnlichen" Fremdspracherwerb abweicht. Die Universalität der Registervariation, die

menschliche Fähigkeit zum Sprachvergleich und die systematische Ähnlichkeit der Varietäten setzt ihn in Stand, die H-Varietät aus den formalen Möglichkeiten der schon beherrschten L-Varietät heraus zu entwickeln. Häcki Buhofer und Burger sprechen treffend von "erweitertem Erstspracherwerb" (1998: 137). Wenn Ferguson (1959: 331) behauptet, im Gegensatz zur L-Grammatik werde die H-Grammatik in Form von "Regeln" und zu imitierenden Normen erlernt (womit er offenbar bewusste Prozesse meint), dann stimmt dies für die deutsche Schweiz nicht.⁸

Gestützt auf einen fundamentalistischen Strukturalismus tendieren Soziolinguisten dazu, den Unterschied (die Opposition) zwischen Varietäten absolut zu setzen, die Ähnlichkeit der Varietäten aber für eine zufällige Äusserlichkeit zu halten. Doch die Erwerbsmodalitäten und, wie wir noch sehen werden, die Gebrauchsbedingungen legen es nahe, das diglossische Spracharrangement mit "verwandten" Varietäten von funktional ähnlichen Arrangements mit "fremden" Varietäten abzusetzen: Die systematische Ähnlichkeit der Varietäten begründet eine Sprachsituation eigenen Rechts. Umgekehrt sorgt die besondere soziolinguistische Situation dafür, dass die beiden Varietäten in der gleichen Gesellschaft, im gleichen Sprecher stets verfügbar bleiben. Damit wirkt sie auf die linguistische Form der beteiligten Varietäten zurück, indem sie sie daran hindert, sich "unkontrolliert" auseinander zu entwickeln. Das "inner-linguistische" Merkmal der Ähnlichkeit der Varietäten lässt sich sehr wohl mit den "äusseren", soziolinguistischen Merkmalen der Diglossie in einen begründeten Zusammenhang bringen.

Hier lässt sich auch die Frage der Erwerbsreihenfolge der Varietäten einbauen. In allen Kulturen der Welt wird zuerst das L-Register erworben. In jener Replik der Registervariation, die man Diglossie nennt, wird der Dialekt "selbstverständlich" zur L1, da seine Rolle nach jener des L-Registers modelliert ist. Diese Erwerbsreihenfolge ist ihrerseits für die Aufrechterhaltung der Diglossie nötig und wird deshalb von Ferguson als eines ihrer Bestimmungsstücke angeführt, Hudson weist ihr grundlegende Bedeutung für Entstehung, Funktionieren und Stabilität der Diglossie zu (2002: 7f.; 23 u.ö). Es bedarf einer grundlegenden Veränderung des Sprachwertsystems und in ihrer Folge des Sprachverhaltens einer Gesellschaft, damit eine Umkehrung der Erwerbsreihenfolge möglich wird (Ferguson 1959: 331; Hudson 2002: 7). Erst solche Veränderungen können schliesslich zur Auflösung der Diglossie führen.

6. Kontinuum und Bipolarität

Register haben die Aufgabe, eine Äusserung durch die Wahl der geeigneten sprachlichen Mittel auf die Situation "zuzuschneiden" (Sandig 1986: 31f.). Da es zahlreiche Situationstypen und unzählige Situationen gibt, erfüllen die Register ihre Aufgabe nur, wenn ihre Elemente in einer Vielzahl von Kombinationen auftreten können. Registervariation verkörpert deshalb

⁸ Konkreter zum "erweiterten Erstspracherwerb" Häcki Buhofer/Burger (1998), Schneider (1998).

prototypisch ein Arrangement, in dem die Äusserungen kontinuierliche Übergänge zwischen den "Varietäten" zeigen. Sprachgemeinschaften, die nur Registervariation kennen, sind monolingual, denn Registervariation spielt innerhalb der "gleichen Sprache". Aus diesem Grunde könnte es empfehlenswert sein, den Terminus "Register" für die ubiquitäre, "anthropolgisch" begründete Nähe-Distanz-Opposition zu reservieren und den Terminus "Varietät" erst für die vollständigeren Sprachensembles zu verwenden, die sich in den verschiedenen Replikaten des grundlegenden Modells gegenüber treten.

Im Unterschied zur Diglossie wird im Falle des Bilingualismus traditionell mit zwei verschiedenen Sprachsystemen gerechnet, schon deshalb, weil in der Regel für jedes System monolinguale (nicht monostilistische!) Populationen existieren. Bilingualismus verkörpert prototypisch ein Arrangement, in dem die Äusserungen eine "bipolare" Fokussierung auf die eine oder die andere Varietät zeigen. Dennoch gehört auch bei gesellschaftlichem Bilingualismus die "Mischung" der beiden Varietäten in konkreten Äusserungen zum Alltag. Typischerweise aber kann der bilinguale Sprecher die Elemente den je "zuständigen" Varietäten problemlos zuweisen und in entsprechenden Situationen ebenso gut monolingual formulieren. Das Fehlen systematischer Ähnlichkeiten zwischen bilingualen heteronymischen Entsprechungen, die linguistische Distanz also, erleichtert die bipolare Separierung der Varietäten in der Performanz. Im Sonderfall des Bilingualismus mit zwei nah verwandten Standardsprachen sichern die beiden Standardnormen die Bipolarität der Formulierung. Dieses Arrangement entspricht schon deshalb nicht der Diglossie, weil es zwei Varietäten betrifft, die beide auch als H-Varietäten fungieren.

Die Diglossie und das Standard-mit-Dialekt-Arrangement liegen zwischen den Extremen der kontinuierlichen Registervariation und des bi-polaren Bilingualismus. Die systematische Ähnlichkeit der Varietäten rückt jedoch beide Arrangements linguistisch gesehen in die Nähe der Registervariation und erleichtert die "Mischung" von Elementen beider Varietäten in der Äusserung. Auf die "Mischung" in standardsprachlichen Äusserungen will ich hier nicht weiter eingehen; sie werden durch die schulisch vermittelten Normen in relativ engen Grenzen gehalten.

Es kann vermutet werden, dass L-Varietäten gegenüber "Mischungen" offener sind als H-Varietäten (das gilt auch für die entsprechenden Register innerhalb der gleichen Sprache). Deshalb wird in unserm Zusammenhang die "Mischung" in Äusserungen der Nähe-Situation interessant. Hier fragt es sich, wie und wie stark Elemente aus beiden Varietäten in konkreten L-Äusserungen *tatsächlich* "gemischt" werden. Ich wage die Hypothese, dass die Sprechenden in der Diglossie und jene in einer Standard-mit-Dialekt-Situation die beiden Varietäten beim Formulieren typischerweise auf unterschiedliche Art heranziehen.

Die tatsächliche "Gemischtheit" dialektaler Äusserungen in der Diglossie lässt sich leicht nachweisen. Der standardsprachliche Wortschatz steht den Sprechenden schweizerdeutscher Mundarten fast uneingeschränkt zur

Verfügung. Wie Christen (1998: 212ff.) nachgewiesen hat, spielt in alltäglicher dialektaler Rede spezifisch lokaler, ja selbst regionaler Wortschatz eine geringe Rolle – der Grossteil des Lexikons alltäglicher Unterhaltung gehört beiden Varietäten an. In diesem Sinne sind dialektale Äusserungen lexikalisch "gemischt".

Die Dialektalität der "schweizerdeutschen" Äusserungen wird durch die "Grammatik" im engeren Sinne garantiert, besonders durch Phonologie und Morphologie. Zwar *dürfen* alle standarddeutschen Lexeme in der dialektalen Rede verwendet werden, aber sie *müssen* phonologisch in den Dialekt "eingepasst" werden (sie würden sonst als "Zitat" oder im Sinne eines metaphorischen Wechsels verstanden). Standardsprachliches wird über Mechanismen in den Dialekt transferiert, die das Spiegelbild der Mechanismen sind, mit deren Hilfe die Dialektsprecher sich die Standardsprache einstmals "erschlossen" hatten (vgl. Oglesby 1991). Die systematische Ähnlichkeit der Varietäten ist nicht nur für den *Erwerb* der Standardsprache zentral, sondern auch für den *Gebrauch* der beiden Varietäten – sie ist kein optionales, sondern ein zentrales Merkmal der Diglossie.

Obwohl auch auf andern Ebenen Mischungen möglich sind, wie besonders Werlen (1988; 1998: 30ff.) gezeigt hat, sind die systematischen Ebenen der Grammatik wesentlich mischungsresistenter. Es ist, wie wenn sich die Sprechenden an Uriel Weinreichs (1953: 68) Faustregel orientierten, wonach stark gemischte Äusserungen jener Sprache zugewiesen werden, aus der ihre Grammatik stammt. Die Formulierungsstrategien diglossischer Sprecher verfolgen offensichtlich das Ziel, Äusserungen in L-Situationen *eindeutig und durchgehend* als Dialekt zu kennzeichnen. "Falsche" Dialektalisierungen von Standardwörtern machen deutlich, dass die Markierung einer Äusserung als "Nicht-Standard" genügt, "Dialekt" zu evozieren (Oglesby 1992: 123ff.).

Diglossische Sprecher richten ihre Formulierungsstrategien somit nach dem "bi-polaren" Modell des Bilingualismus aus. Sie müssen sich zunächst für eine Grobzuweisung der Sprechsituation an einen Situationstyp entscheiden und danach grundsätzlich eine der Varietäten wählen, die dann in der Formulierung fortgeführt werden muss.⁹ Wird der Dialekt gewählt, kann er mit Hilfe der Dialektalisierung "fremden" Materials auch tatsächlich fortgeführt werden – in allen Themenbereichen. Innerhalb der beiden grundlegenden Varietäten sind feinere stilistische Gradierungen möglich. Denn die Replikate der Registervariation folgen zwar ihrem Modell, aber sie ersetzen die Register nicht. In jeder der Varietäten bleibt die grundlegende Nähe-Distanz-Opposition in ihren je eigenen Mitteln ausdrückbar; es kann vermutet werden, dass eine Varietät als umso "vollständiger" ("sprach-wertiger") empfunden wird, je differenzierter ihre Register sind.

Demgegenüber scheinen Sprecher in einer Dialekt-mit-Standard-Situation nach dem Modell der Registervariation zu formulieren, für die *kontinuierliche* "Mischungen" typisch sind. Das bedeutet nicht, dass sie sämtliche Elemente

⁹ "Fortführen" bezieht sich auf die Formulierungshandlung (Sandig 1986: 259); Ervin-Tripp spricht statischer von "Kookurrenz-Restriktionen" (Hudson 2002: 16).

der beteiligten Varietäten völlig frei mischen könnten, wohl aber, dass sämtliche linguistischen Ebenen ausgiebig zur Mischung beigezogen werden dürfen. Der "flexible Sprecher" (Macha 1991: v.a. 198ff.) ist schwächeren Kookurrenz-Restriktionen unterworfen, er ist von der Verpflichtung entbunden, seine Äusserungen durchgehend auf den einen oder andern Pol des Kontinuums auszurichten und kann sie mit Material beider Varietäten in jedem Abschnitt auf subtile Unterschiede des Formalitätsgrads zuschneiden.¹⁰

7. Metasprache

Die Sprachproduktion der diglossischen Gemeinschaft verrät eine bipolare Repräsentation des Sprachrepertoires. Den gleichen Schluss legt auch der metasprachliche Diskurs nahe. Wenn es im Bereich des Schweizerdeutschen überhaupt formulierte Normen gibt, dann die Vorschrift, den Dialekt "rein" zu verwenden, ohne standardsprachliche Einmischungen. Dieses leitende Stilideal gilt nicht nur für die Mundartliteratur, sondern idealiter auch für den kolloquial gesprochenen Dialekt, und sie wird auch ausserhalb "akademischer Kreise" erhoben.¹¹

Die bipolare Repräsentation des Sprachrepertoires drückt sich ferner in der verbreiteten Meinung aus, die Standardsprache sei für die Deutschschweizer die "erste Fremdsprache".¹² Diese Idee hat eine ehrwürdige Tradition: "Ich bin ein Schweizer, die deutsche Sprache ist mir fremd," schrieb Albrecht von Haller 1748 in der Vorrede zur 4. Auflage seiner Gedichtsammlung, die ihn bereits zu einem der führenden (hoch!)deutschen Dichter seiner Zeit gemacht hatte. Die Standardsprache als erste Fremdsprache ist eine simplifizierende, gerade von Gebildeten gern kokett eingesetzte Pointe.¹³ Sie entspricht zwar nicht den sprachlichen und lerntheoretischen¹⁴ "Tatsachen", aber sie gehört zu den kollektiven Überzeugungen der Sprachgemeinschaft, die sich in einer langen Geschichte entwickelt haben, zusammen mit den sozialen, politischen, kulturellen Verhältnissen ihres Landes. Die historische Ausbildung der Diglossie und ihrer Normen ist im kulturellen Gedächtnis der Gemeinschaft

¹⁰ Auer (1995) schlägt ein "Interferenz"-Modell für die phonologische Ebene vor. Auch Sprecher in einer Dialekt-mit-Standard-Situation können Elemente und Regeln den "Polen" zuordnen.

¹¹ Zur "reinen Mundart" s. Haas (1992). Für die fortwirkende Geltung der Idee zeugt eine Presse-Polemik gegen die "grauenhafte" Sprache eines Fernsehjournalisten, der "vom Schweizerdeutschen keine Ahnung" habe (Friedli 2000: 110).

¹² Vgl. Sieber/Sitta (1986), S. 29ff.; Häcki Buhofer/Burger (1998), S. 15f.) – Nach Schläpfer/Gutzwiller/Schmid (1991: 130) wird die Standardsprache nur von 15,8% als "Sprache der Deutschen" (also als "fremde" Sprache) verstanden, von einer grossen Mehrheit von 96,4% als "Sprache in der man schreibt und liest" (als H-Varietät einer "medialen" Diglossie).

¹³ Der sprachgewandte Romanist Peter Wunderli meinte: "Und vom (schweizerischen) Sprecherbewusstsein her ist Alemannisch (Schweizerdeutsch) nicht Deutsch, sondern ein sprachliche Instrumentarium *sui generis* [...] Deutsch ist für mich somit die erste Fremdsprache" (2000: 172). Haller wie Wunderli betonten ihre Fremdsprachigkeit im Deutschen, als sie als Universitätsprofessoren in Deutschland wirkten.

¹⁴ Die Standardsprache wird auch in der Schule nicht "so gelernt, wie man eben meistens eine Fremdsprache lernt" (Wunderli 2000), S. 173. Vgl. Sieber/Sitta (1986), S. 112ff.); Knopf (1986), S. 72ff.).

aufgehoben und bestimmt die alltägliche Sprechpraxis mit. Eine synchrone Sprachsituation ist ohne Kenntnis ihrer Diachronie nicht zu begreifen.

8. Entwicklungswege aus der Diglossie

Nach manchen Autoren ist kanonische Diglossie charakteristisch für Gesellschaften im Übergang von einem vor-modernen zu einem modernen Zustand.¹⁵ In der Tat sind seit dem 18. Jahrhundert viele diglossische Gesellschaften zur "Monoglossie" übergegangen, sodass in westlichen Gesellschaften Diglossie heute relativ selten vorkommt. Labilität, nicht die von Ferguson postulierte Stabilität, müsste das diglossische Arrangement kennzeichnen.

Die Annahme einer fast naturnotwendigen Entwicklung aller Spracharrangements hin zur Monoglossie scheint mir wenig begründet. Stabil an allen Sprachsituationen ist die grundlegende Registervariation. Das diglossische Replikat entsteht wie alle andern Replikate unter bestimmten sozio-kulturellen Bedingungen, wie alle andern ist es nicht aus sich selbst heraus stabil (etwa wegen einer besonderen Erwerbsweise), aber auch nicht inhärent instabil (etwa wegen eines funktionalen Defizits). Wenn eine Diglossiesituation stabil bleibt, dann verdankt sie dies gesellschaftlichen Entwicklungen, unter denen genau diesem Arrangement besondere Funktionen zuwachsen.

Ich möchte die Entwicklungsmöglichkeiten der Diglossie anhand des Schemas (S. XX) skizzieren, das wichtige Anregungen Britto (1991) verdankt.¹⁶ Britto definiert Diglossie über das Verhältnis zwischen Beherrschung von H und L. In einer diglossischen Gesellschaft impliziert die Beherrschung von H immer die Beherrschung von L (niemand beherrscht H, der nicht auch L beherrscht). Britto spricht in diesem Fall von Diglossie mit totaler Überlagerung: Die H-Varietät "überlagert" in allen Sprechern, die sie beherrschen, die L-Varietät. Britto kann damit streng synchron argumentieren, obwohl dieses Beherrschungsverhältnis natürlich eine bestimmte Erwerbsreihenfolge voraussetzt.

//SCHEMA//

Die umgekehrte Implikation gilt dagegen auch für die Diglossie nicht: Nicht alle Sprecher, die L beherrschen, beherrschen auch H. Es gab immer Gesellschaften mit totaler Überlagerung der diglossischen Varietäten, in denen nur *wenige Mitglieder* die Hochsprache erworben haben. Ich nenne dies den *archaischen Typ der Diglossie*, der auf einem beschränkten Zugang zur Kultur der Distanz-Varietät beruht. Selbstverständlich hängen unter solchen Verhältnissen der Sozialstatus der Sprecher und ihre Kompetenz in H ganz direkt miteinander zusammen. Wenn ich ihn richtig verstanden habe, scheint

¹⁵ Entsprechende Äusserungen bei Hudson (2002), S. 28ff.

¹⁶ Erste Versionen der folgenden Darstellung mit weiterer Literatur: Haas (1992a; 1998).

Ris mit seinem Terminus "koordinierte Diglossie" an genau dieses Verhältnis zu denken (1990: 40).

Die archaische Diglossie kann sich auf verschiedenen Wegen weiterentwickeln. Wenn ein Segment der Gesellschaft nur noch H, nicht aber L an die folgenden Generationen tradiert, begibt sie sich auf den *"aristokratischen Weg" aus der Diglossie*. Es entsteht eine Sprechergruppe, die L nicht mehr beherrscht; für sie wird H die Sprache auch der alltäglichen Konversation. Die Masse der Sprecher aber verharret beim Dialekt als Alltagssprache. Resultat ist die Standard-mit-Dialekt-Situation. Aufgrund ihrer Ähnlichkeit mit und ihrer Genese aus der Diglossie könnte man von *Diglossie mit partieller Überlagerung* sprechen.¹⁷

Der aristokratische Weg steht zunächst nur gehobenen Gruppen offen, die sich die H-Varietät aneignen können, und er setzt eine Gesellschaft voraus, zu deren selbstverständlichen Regeln es gehört, soziale Unterschiede zu plakativ herauszustellen. Damit ist ein Sprachwertsystem verbunden, das L (und denjenigen, die nur L beherrschen) einen geringeren Wert zuschreibt. Sprecher der Hochsprache dagegen können es sich schliesslich leisten, die L-Varietät auch rezeptiv nicht mehr zu beherrschen und die Kompetenz in der H-Varietät als Eintrittskarte in ihre Kreise zu fordern. In dieser Situation sind die Dialektsprecher deutlich benachteiligt. Es bleibt ihnen in der Regel nichts anderes übrig, als die Sprachwertvorstellungen der Oberschichten zu übernehmen. Dies wird, solange die Dialekt-mit-Standard-Situation bestehen bleibt, dazu führen, dass der Dialekt als tiefes Register gilt, das mit H-Elementen "verbessert" werden kann; Resultat ist das typische Kontinuum. In einem folgenden Schritt können die Unterschichten den Dialekt mit jakobinischer Konsequenz aufgeben, "Monoglossie" mit verallgemeinerter H-Varietät wird das neue Arrangement.

Diese Entwicklung ist typisch für die meisten europäischen Sprachgemeinschaften. Was den deutschen Raum betrifft, standen die lokalen Mundarten und die regionalen Schriftsprachen vor der Ausbildung der Gemeinsprache in einem Register-Verhältnis, und die beiden Register konnten situationsabhängig ineinander übergehen: Dialektales in Schriftsprachliches und umgekehrt.¹⁸ Die allmähliche Entfernung der Schriftsprache von ihren regionalen Ursprüngen und ihre zunehmende Normierung machte sie zum Gegenpol der Dialekte, sie blieb aber noch lange weitgehend auf die Schriftlichkeit beschränkt. Frühestens nach dem Dreissigjährigen Krieg werden Konzepte wie "Diglossie" oder "Dialekt-mit-Standard" allmählich auf das Deutsche anwendbar, aber noch zu Ende des 17. Jahrhunderts galt hier der archaische Diglossie-Typ mit totaler Überlagerung und wenigen Personen, welche die H-Varietät produktiv beherrschten. Wenn Coulmas (2002: 62) meint, Diglossie "can best be understood as a phenomenon entirely generated by writing," dann muss ihm für das Deutsche zugestimmt werden: Es scheint wenig erhellend, die Spuren der europäischen Diglossie bis in die

¹⁷ Diese Terminologie würde die enge linguistische und sozialgeschichtliche Verwandtschaft "klassischer Diglossie" mit dem "Standard-mit-Dialekt-Arrangement" ausdrücken und gleichzeitig die Unterscheidung beibehalten

¹⁸ Vgl. Gesner (1555 [1974]), S. 42ff.; Haas (1989); Gut (2001).

Zeiten der Jäger und Sammler zurückverfolgen zu wollen – es sei denn, man spreche von der universellen Registervariation (vgl. Hudson 2002: 19).

Den sprachgeschichtlich entscheidenden Schritt tat das deutsche Bildungsbürgertum seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts. Als erste deutschsprachige Bevölkerungsgruppe wählte es H zu seiner Alltagssprache. Für diese Klasse, welche die monarchische Kleinstaaterei als Hindernis für seine Emanzipation erfuhr, wurde H zum Identitätssymbol und zum Symbol der nationalen Einheit. Durch die Hochsprache setzten die Bürger sich sowohl von der Aristokratie ab (die das Französische als Marker gewählt hatte) wie vom "Pöbel" (der auf die Dialekte beschränkt blieb). Eine Gruppe kulturell wie politisch immer einflussreicherer muttersprachlicher Sprecher der Hochsprache entstand. Sie prägte das Sprachwertsystem und funktionierte als Modell für die Masse der L-Sprecher. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war die archaische Diglossie in mehreren deutschsprachigen Regionen durch den Typ mit "partieller Überlagerung" abgelöst worden, aber erst seit den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wird der jakobinische Ausweg zur Monoglossie von den breiten Massen beschritten (vgl. z.B. Macha 1991: 219).

Den zweiten Weg aus der archaischen Diglossie könnte man den "*revolutionären*" nennen: In seiner Folge gelingt es der L-Varietät, die H-Varietät zu verdrängen, an seinem Ende steht eine "monoglossische" Gesellschaft mit standardisierter ehemaliger L-Varietät. Soziokulturelle Voraussetzung ist eine politisch starke Gruppe, die L zum Merkmal ihrer Gruppenidentität wählt – eine Möglichkeit, die in Europa erst seit dem 18. Jahrhundert überhaupt gegeben scheint. Hilfreich ist es, wenn H als gruppenextern wahrgenommen wird, wie das Dänische in Norwegen oder auf den Färöern. Unter diesen Voraussetzungen kann das Sprachwertsystem umgekrempelt und L ein hoher Wert zugeschrieben werden. Der tatsächliche linguistische Abstand zwischen L und H ist relativ unwichtig, er kann gross sein, wie beim Färöischen, oder gering, wie beim Nynorsk – Ideologie wiegt stärker als kommunikative Notwendigkeiten. Die neue Standardvarietät ist immer das Werk "revolutionärer" Eliten, und sie ist als Distanz-Varietät konzipiert, die vor allem auch die schriftlichen Funktionen zu übernehmen hat; Verschriftlichung gilt als sicherstes Mittel zur Aufwertung einer Varietät.¹⁹ Sie kann dann linguistisch so weit von den Ausgangs-Varietäten abweichen, dass die traditionellen, schriftfernen L-Sprecher nun als diejenigen gelten, welche die Sprache nicht "richtig" beherrschen – für sie hat sich an der Sprachsituation zunächst wenig verändert (Romaine 2002: 139f.). Über ein neues Dialekt-mit-Standard-Zwischenstadium kann das Ziel der "Monoglossie" aber auch hier endlich erreicht werden.

Für Hudson (2002: 30) gehört der "revolutionäre Weg" zu den grundlegenden Merkmalen der Diglossie, während der "aristokratische Weg" von bilingualen Gesellschaften beschritten werde. Dieser "futuristischen" Komponente seiner Diglossie-Definition kann ich nicht folgen, und sie scheint

¹⁹ Dies liegt z.B. den Bemühungen karibischer Eliten zur Schaffung kreolischer Schriftsprachen zugrunde, vgl. Devonish (1986), S. 112ff.; Sebba (1997), S. 236ff.

sich zumindest durch die neuere europäische Sprachgeschichte nicht stützen zu lassen.

9. Das Überleben der Diglossie in der Deutschschweiz

Die formale Entwicklung der deutschen "Schriftsprache" verlief in der Schweiz weder wesentlich anders noch wesentlich später, als im gesamten Sprachraum (Zollinger 1920: 106). Die Schriftsprache wurde hier so wenig wie anderswo als fertiges Ganzes importiert; vielmehr wurde die alte "endogene" Schriftsprache von den Schreibern allmählich gesamtdeutschen Entwicklungen angenähert. Wenn Ferguson meinte, "Swiss German diglossia developed as a result of long religious and political isolation from the centers of German linguistic standardisation" (1959: 327), dann ist das zumindest irreführend: Die Diglossie der deutschen Schweiz hat wenig mit der "Standardisierung" der deutschen Gemeinsprache zu tun, aber alles mit ihrer pragmatischen Funktion.

Das Schweizer Bürgertum des 18. Jahrhunderts identifizierte sich nicht mit den politisch-gesellschaftlichen Zielen ihrer reichsdeutschen Standesgenossen. Zwar war die Alte Schweiz von demokratischen Zuständen weit entfernt. Aber die "republikanische" Verfassung war nicht frei vom Geruch gottloser Anarchie und führte zu einem Legitimationsdruck, dem die Schweizer eine republikanische *Ideologie* entgegensetzten (de Capitani 1991: 204; 2000: 23ff.). Das Bewusstsein nationalen Andersseins beeinflusste auch das Sprachverhalten der Eliten. Bereits zu Ende des 18. Jahrhunderts nahmen deutsche Reisende die weiter bestehende Diglossie in der deutschen Schweiz als archaisch wahr;²⁰ sie beobachteten bei Staatsmännern die "Maxime, den alten Dialekt sorgfältig beizubehalten," und berichteten von heftigen Reaktionen auf Kritik an der diglossischen Situation (Trümpy 1955: 107f.). Die Gemeinsprache wurde für das Deutschschweizer Bürgertum nicht zum nationalen Symbol, sie blieb kulturelles Symbol und funktionale Varietät.

Als nach der Französischen Revolution eine Diskussion über den Verzicht auf die schweizerdeutschen Dialekte aufkam, blieb sie akademisch: Das Land hatte sich inzwischen zur wirklichen Demokratie durchgekämpft, ein offen diskriminatorisches Sprachverhalten war undenkbar geworden. Es scheint, dass der "aristokratische" Auswege aus der Diglossie nur möglich ist, wenn unter günstigen soziokulturellen Bedingungen einheimische Gruppen muttersprachlicher H-Sprecher entstanden sind, die aufgrund ihres Status das Sprachwertsystem beeinflussen und als Modell für eine derart radikale Verhaltensänderung dienen können (Hudson 2002: 4). Die deutsche Schweiz hatte im absolutistischen Zeitalter den "günstigen Moment" zur Veränderung ihres Spracharrangements verpasst. Die Eliten nahmen von nun an den Dialektgebrauch als manchmal schmerzliches, aber staatspolitisch notwendiges Opfer auf sich (Haas 1992: 586ff.). In der französischsprachigen Schweiz dagegen, wo die städtischen Oberschichten schon im 17. Jahrhundert begonnen hatten, Französisch auch im Alltag zu sprechen,

²⁰ Zahlreiche metalinguistische Äusserungen finden sich bei Trümpy (1955).

konnten ihnen die Massen zu Ende des 19. Jahrhunderts folgen.²¹ Die entscheidenden Weichenstellungen für die Entwicklung der modernen Deutschschweizer Diglossie wurden deshalb ohne Zweifel im 18. Jahrhundert gelegt. Die "Mundartwellen", die im Laufe des 20. Jahrhunderts zu Schwankungen im öffentlichen Prestige der beiden Varietäten führten, sind Epiphänomene, die an der Situation nichts Grundlegendes veränderten.²²

10. Ausgebaute Diglossie

Die deutsche Schweiz hat einen dritten Weg eingeschlagen, der nicht aus der Diglossie hinausführte, aber die Sprachsituation dennoch nicht unverändert liess; ich nenne ihn den Weg der *ausgebauten Diglossie*. Angesichts der relativen Seltenheit der Diglossie interessiert hier besonders eine Frage: Was muss gegeben sein, damit dieses angeblich "archaische", ja gar "disfunktionale" Arrangement die Modernisierung überlebt?

Grundlegend scheinen zwei gesellschaftliche Bedingungen: Zum einen müssen die Eliten davon abgehalten werden, L aufzugeben oder aber zu standardisieren. Zum andern muss die Beherrschung der H-Varietät verallgemeinert, die Diglossie "ausgebaut" werden.²³ Damit dies gelingt, müssen mehrere Voraussetzungen erfüllt sein.

Ideologische Voraussetzung ist, dass dem diglossischen Arrangement ein Wert innerhalb der nationalen Ideologie zugesprochen wird: "Die Erhaltung [unsrer Sprache] ist mit der Erhaltung des schweizerischen Nationalcharakters und der Nationalunabhängigkeit nur zu eng und zu innig verbunden" (F.J. Stalder um 1812).²⁴ Die ideologische Funktionalisierung schützt die Diglossie wirkungsvoll vor dem "Verrat" durch die Eliten und lässt ein *Sprachwertsystem* entstehen, das beiden Varietäten einen je eigenen Wert zuspricht. Die Auffassung der Varietäten als zur gleichen Sprache gehörend erleichtert den Eliten die Tolerierung des Dialekts, und die Vorstellung, dass es auch "guten Dialekt" geben könne, erleichtert es ihnen, beide Varietäten in ihrem Bereich als kulturell adäquate Ausdrucksmittel zu akzeptieren. Die "bilingualen" Formulierungsnormen beruhen auf diesem doppelten Sprachwertsystem. Sie wirken auf die Form der Varietäten zurück und helfen, sie linguistisch getrennt zu halten. Gleichzeitig erleichtert die Ähnlichkeit der

²¹ Aufschlussreich für den grundlegenden Unterschied zwischen der französischen und der deutschen Schweiz sind die unterschiedlichen "Folgen" eines Gesetzes des zweisprachigen Kantons Freiburg, das 1886 den Gebrauch der Dialekte in der Schule verbot, vgl. Haas (2001).

²² Einführung des Begriffs und Darstellung der "Mundartwellen" durch Ris (1980), S. 85ff.); ich stimme mit Ris einzig in der Bewertung der Bedeutung dieser Fluktuationen für die Sprachsituation als Ganzes nicht überein.

²³ Kloss (1976: 311ff.) hat für Dialekte wie die schweizerdeutschen, die für alle Themen benutzt werden können, den Terminus "Ausbaudialekt" vorgeschlagen. Sprachliche Bedingung und Resultat des "Ausbaus" ist hier aber nicht eine feste Form (wie bei "Ausbausprachen"), sondern eine Technik, die es erlaubt, den H-Wortschatz auch in der L-Situation zu bewirtschaften und dennoch die Äusserungen für L zu markieren. Ich beziehe deshalb "Ausbau" auf die Erweiterung der diglossischen Kompetenzen der Gesamtgesellschaft.

²⁴ An Johann Heinrich Füssli, zit. bei Trümpy (1955), S. 107f.

Varietäten die sprachwertkonforme Inkorporierung von Standardwortschatz in die Dialekte.

Die zweite Bedingung, die Verallgemeinerung der Standardsprachkenntnisse, setzt ein entwickeltes *Bildungssystem* voraus. Volksbildung ist nicht der "natürliche Feind" der Diglossie, wie oft behauptet wird. Richtig ist hingegen, dass Diglossie sich in modernen Gesellschaften nur erhalten lässt, wenn möglichst alle Mitglieder beide Varietäten beherrschen, selbstverständlich in Abhängigkeit von den Erfordernissen ihrer Tätigkeit. Werlen (1998) kommt das Verdienst zu, den offensichtlichen Asymmetrien in der Beherrschung der Varietäten in beiden "Medien" nachgegangen zu sein. Aber daraus zu schliessen, die Sprachsituation habe sich von der Diglossie zu einem "asymmetrischem Bilingualismus" verschoben, überzeugt nicht. In keinem Fall von gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit sind alle Teilkompetenzen symmetrisch entwickelt, und noch weniger ist irgendwo der Zustand absoluter sprachlicher Gleichheit aller erreicht: "Asymmetrischer Bilingualismus" ist eine Tautologie. Die ausgebaute Diglossie der deutschen Schweiz entspricht nach wie vor der "Diglossie mit totaler Überlagerung", in der niemand H beherrscht, der nicht auch L beherrscht. Nach wie vor ist die L-Varietät als L1 aller besonders geschützt und sind die linguistisch ähnlichen Varietäten aufgrund situationaler, nicht sozialer Kriterien verteilt. Es besteht kein Anlass, einem derart prototypischen Fall von Diglossie einen unzutreffenderen Namen zu geben – sei dies nun "Bilingualismus" (Ris 1990) oder "asymmetrischer Bilingualismus" (Werlen 1998).

Sprache unterliegt auch *ökonomischen Zwängen*. Häcki Buhofer (1985) hat gezeigt, dass auch Industriearbeiter mehr an sprachlichen Fähigkeiten benötigen und auch mehr an Schriftlichkeit und Schriftsprache können (müssen), als ihnen gemeinhin zugetraut wird. Nur die ausgebaute Diglossie kann das Bedürfnis der modernen Volkswirtschaft nach qualifizierten Arbeitskräften befriedigen. Gleichzeitig erwies sie sich als kostengünstiges Mittel, den Sprachnationalismus der Moderne mit den Vorteilen einer weit verbreiteten Standardsprache zu versöhnen – einer Standardsprache, die ihr ökonomischer und kultureller Nutzen wirkungsvoll gegen eine Verdrängung auf dem "revolutionären" Weg schützt.

Endlich scheint die Praktikabilität der Diglossie auch von *dialektgeographischen Voraussetzungen* abzuhängen. Aus Gründen der unmittelbaren Verständlichkeit dürfte eine Diglossie-Situation nur funktionieren, wenn das involvierte Dialektgebiet wenig umfangreich (deutsche Schweiz, Liechtenstein, Luxemburg) oder der sprachliche Abstand zwischen den Dialekten relativ klein ist (vielleicht die anglophone Karibik). Der Abbau der "idiotischen" Dialektmerkmale, wie er für die moderne Schweiz typisch ist, schwächt deshalb die Diglossie nicht, im Gegenteil. Sprecher von Mundarten mit eingeschränkter Reichweite (Ris 1979) weichen heute weniger als noch vor zwanzig Jahren auf Ausgleichsformen aus, aber ihre Dialekte haben Partikularitäten verloren.

11. Schluss

Sprachsituationen sind immer komplex. Termini wie *Bilingualismus* und *Diglossie*, mit deren Hilfe man bestimmte Situationstypen zu beschreiben sucht, fokussieren notwendigerweise hervorstechende Merkmale, und niemand bestreitet, dass die beschriebenen Situationen viele Merkmale gemein haben. Man kann natürlich ein und dieselbe Situation mal mit dem einen, mal mit dem andern Terminus beschreiben, je nach den Merkmalen, die einem gerade am Herzen liegen, und man kann auch den gleichen Terminus mal so, mal anders definieren. Erkenntnisfortschritt bringt dies kaum.

Fergusons Begriff der Diglossie scheint in seiner ursprünglichen Fassung immer noch ein soziolinguistisches Arrangement zu fassen, das (1.) einzigartig genug ist, um einen eigenen Terminus zu verdienen, und das (2.) in eine Theorie der gesellschaftlichen Sprachverwendung eingebracht werden kann. Nach wie vor scheint auch die Sprachsituation der deutschen Schweiz durch den Terminus gut beschrieben. Ferguson meinte, seine Vorschläge müssten wohl gelegentlich zugunsten einer prinzipielleren Terminologie aufgegeben werden (1991: 232). Aber soweit sind wir noch nicht. Wir arbeiten noch an der Verankerung der diglossischen Situation in jener umfassenderen Theorie, in der neben "Varietäten" und "Funktionen" auch Sprecher und Spracherwerb, Sprachverhalten und Äusserung, Sprachnormen und Ideologien, Sprachzustand und Sprachveränderung und nicht zuletzt die linguistischen Merkmale der Varietäten eine Rolle spielen – nicht vereinzelt nebeneinander stehend, sondern als Facetten eines höchst komplizierten Ganzen.

12. Literatur

- Auer, Peter (1995): Modelling Phonological Variation in German. In: Werlen, Iwar (Hg.): Verbale Kommunikation in der Stadt. Tübingen. (Tübinger Beiträge zur Linguistik 407). S. 9–37.
- Britto, Francis (1991): Tamil Diglossia. In: Southwest Journal of Linguistics 10, 60–84.
- Capitani, François de (1991): Die Freiheit als Gefahr – die Freiheit in Gefahr. In: Gamboni, Dario / Germann, Georg / Capitani, François de (Hgg.): Zeichen der Freiheit. Das Bild der Republik in der Kunst des 16. bis 20. Jahrhunderts. Bern.
- Capitani, François de (2000): Die Schweiz: Bild und Inszenierung einer Republik. In: Böhler, Michael et al. (Hgg.): Republikanische Tugend. Ausbildung eines Schweizer Nationalbewusstseins und Erziehung eines neuen Bürgers. Genève. (Travaux sur la Suisse des Lumières 2). S. 19–32.
- Christen, Helen (1998): Dialekt im Alltag. Eine empirische Untersuchung zur lokalen Komponente heutiger schweizerdeutscher Varietäten. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik 201).
- Christen, Helen (in Vorb.): //Vortrag Boldern//
- Coulmas, Florian (2002): Writing is crucial. Comment [to Hudson 2002]. In: International Journal of the Sociology of Language 157, 59–62.

- Devonish, Hubert (1986): *Language and Liberation. Creole Language Politics in the Caribbean*. London: Karia Press.
- Fasold, Ralph W. (2002): The importance of community. Comment [to Hudson 2002]. In: *International Journal of the Sociology of Language* 157, 85–92.
- Ferguson, Charles A. (1959): Diglossia. In: *Word* 15, 325–340.
- Ferguson, Charles A. (1991): Epilogue: Diglossia Revisited. In: *Southwest Journal of Linguistics* 10, 214–234.
- Fishman, Joshua A (1975): *Soziologie der Sprache. Eine interdisziplinäre sozialwissenschaftliche Betrachtung der Sprache in der Gesellschaft*. München. (Hueber Hochschulreihe 30).
- Fishman, Joshua A. (2002): Diglossia and societal multilingualism: Dimensions of similarity and difference. Comment [to Hudson 2002]. In: *International Journal of the Sociology of Language* 157, 93–100.
- Friedli, Bänz (2000): Niederschläg i de Niederige. Dialekt – Die meisten Moderatoren bei Fernseh- und Radiosendungen haben vom Schweizerdeutschen keine Ahnung. In: *Facts* 34, 110.
- Gesner, Konrad (1555 [1974]): *Mithridates. De differentiis linguarum [...]*. Zürich (Reprint: Aalen).
- Gut, Judith (2001): Die Sprache. In: Greco-Kaufmann, Heidy: *Spiegel dess vberflusses vnd missbruchs. Renward Cysats "Convivii Process" – Kommentierte Erstausgabe der Tragicomedi von 1593*. Zürich. S. 25–38.
- Haas, Walter (1985): Schweizerdeutsch und Deutschschweizer Identität. *Germanistische Mitteilungen* 22, 77–91.
- Haas, Walter (1989): Zur Sprache. In: Haas, Walter / Stern, Martin (Hgg.): *Fünf Komödien des 16. Jahrhunderts. Mit Erläuterungen, bibliographischem Kommentar und je einem sprach- und literaturgeschichtlichen Essay*. Bern/Stuttgart. (Schweizer Texte 10). S. 493–512.
- Haas, Walter (1992): Reine Mundart. In: Burger, H. / Haas, A.M. / von Matt, P. (Hgg.): *Verborum Amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Festschrift für Stefan Sonderegger zum 65. Geburtstag*. Berlin. S. 578–610.
- Haas, Walter (1992a): Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz. In: Leuvensteijn, J.A. van / Berns, J.B. (Hgg.) *Dialect and Standard Language – Dialekt und Standardsprache – in the English, Dutch, German and Norwegian Language Areas*. Amsterdam. S. 312–336.
- Haas, Walter (1998): Diglossie im historischen Wandel oder: Schweizerdeutsch auf dem Weg zur eigenen Sprache? In: Russ, Charles V. J. (Hg.): *Sprache, Kultur, Nation – Language, Culture, Nation*. Hull. (New German Studies – Texts and Monographs 12). S. 77–101.
- Haas, Walter (2001): 'L'usage du patois est sévèrement interdit dans les écoles' – Über den juristischen Umgang mit Substandardvarietäten. In: Adamzik, Kirsten / Christen, Helen (Hgg.): *Sprachkontakt, -vergleich, -variation. Festschrift für Gottfried Kolde zum 65. Geburtstag*. Tübingen. S. 185–200.
- Haas, Walter (2002): Comment [to Hudson 2002]. In: *International Journal of the Sociology of Language* 157, 109–115.

- Häcki-Buhofer, Annelies (1985): Schriftlichkeit im Alltag. Theoretische und empirische Aspekte – am Beispiel eines Schweizer Industriebetriebs. Bern. (Zürcher germanistische Studien 2).
- Häcki Buhofer, Annelies / Burger, Harald (1998): Wie Deutschschweizer Kinder Hochdeutsch lernen. Der ungesteuerte Erwerb des gesprochenen Hochdeutschen durch Deutschschweizer Kinder zwischen sechs und acht Jahren. Stuttgart. (ZDL Beihefte 98).
- Hudson, A. (1991): Toward the Systematic Study of Diglossia. In: *Southwest Journal of Linguistics* 10, 1–22.
- Hudson, A. (1994): Diglossia as a Special Case of Register Variation. In: Biber, Douglas / Finegan, Edward (Hgg.): *Sociolinguistic Perspectives on Register*. New York / Oxford. S. 294–314.
- Hudson, Alan (2002): Outline of a theory of diglossia (Focus article). In: *International Journal of the Sociology of Language* 157, 1–48.
- Keller, R. E. (1973): Diglossia in German-speaking Switzerland. In: *Bulletin of the John Rylands University Library of Manchester* 56, 130–149.
- Kloss, Heinz (1976): Abstandsprachen und Ausbausprachen. In: Göschel, Joachim / Nail, Norbert / Van der Elst, Gaston (Hgg.): *Zur Theorie des Dialekts*. Wiesbaden (ZDL-Beihefte N.F. 16). S. 301–322.
- Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, Hartmut / Ludwig, Otto (Hgg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and Its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung I*. Berlin / New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1). S. 587–604.
- Kolde, Gottfried (1981): Sprachkontakte in gemischtsprachigen Städten. Vergleichende Untersuchungen über Voraussetzungen und Formen sprachlicher Interaktion verschiedensprachiger Jugendlicher in den Schweizer Städten Biel/Bienne und Fribourg/Freiburg i.Ü. Wiesbaden. (ZDL Beihefte NF 37).
- Koller, Werner (1992): Deutsche in der Deutschschweiz. Eine sprachsoziologische Untersuchung. Mit einem Beitrag von Heinrich Hänger. Aarau. (Sprachlandschaft 10).
- Macha, Jürgen (1991): Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewusstsein rheinischer Handwerksmeister. Köln. (Veröffentlichungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn).
- Oglesby, Stefan (1992): Mechanismen der Interferenz zwischen Standarddeutsch und Mundart in der Schweiz. Bern.
- Prudent, Lambert-Félix (1981): Diglossie et interlecte. In: *Langages* 15, 13–38.
- Ris, Roland (1979): Dialekte und Einheitssprache in der deutschen Schweiz. In: *International Journal of the Sociology of Language* 21, 41–61.
- Ris, Roland (1980): Dialektologie zwischen Linguistik und Sozialpsychologie: Zur "Theorie des Dialekts" aus Schweizer Sicht. In: Göschel, Joachim / Ivic, Pavle / Kehr, Kurt (Hgg.): *Dialekt und Dialektologie. Ergebnisse des internationalen Symposiums 'zur Theorie des Dialekts' Marburg/Lahn*, 5.–10. September 1977. Wiesbaden. (ZDL-Beihefte NF 26), S. 73–96.
- Ris, Roland (1990): Diglossie und Bilingualismus in der deutschen Schweiz: Verirrung oder Chance? In: Vouga, Jean-Pierre (Hg.): *La Suisse face à ses langues – Die Schweiz im Spiegel ihrer Sprachen*. Aarau. S. 40–49.

- Romaine, Suzanne (2000): Can stable diglossia help to preserve endangered languages? Comment [to Hudson 2002]. In: *International Journal of the Sociology of Language* 157, 135–140.
- Sandig, Barbara (1986): *Stilistik der deutschen Sprache*. Berlin. (Slg. Göschen 2229).
- Schiffman, Harold F. (1991): Swiss-German Diglossia. In: *Southwest Journal of Linguistics* 10, 173–188.
- Schläpfer, Robert / Gutzwiller, Jürg / Schmid, Beat (1991): Das Spannungsfeld zwischen Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz. *Spracheinstellungen junger Deutsch- und Welschschweizer. Eine Auswertung der Pädagogischen Rekrutenprüfungen 1985*. Aarau. (Pädagogische Rekrutenprüfungen, Wiss. Reihe 12).
- Schneider, Hansjakob (1998): "Hochdeutsch – das kann ich auch". Der Erwerb des Hochdeutschen in der deutschen Schweiz. Eine Einzelfallstudie zur frühen mündlichen Sprachproduktion. Bern. (Zürcher Germanistische Studien 50).
- Schwarzenbach, Rudolf (1969): Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz. *Studien zum Sprachbrauch der Gegenwart*. Frauenfeld. (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung 17).
- Sebba, Mark (1997): *Contact Languages. Pidgins and Creoles*. London.
- Sieber, Peter / Sitta, Horst (1986): Mundart und Standardsprache als Problem der Schule. Aarau. (Sprachlandschaft 3).
- Sonderegger, Stefan (1985): Die Entwicklung des Verhältnisses von Standardsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz. In: Besch, Werner et al. (Hgg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Berlin / New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 1.2). S. 1873–1939.
- Trümpy, Hans (1955): *Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert*. Basel. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 36).
- Weinreich, Uriel (1970 [1953]): *Languages in Contact*. Den Haag.
- Werlen, Iwar (1983): Stand und Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekt und deutscher Standardsprache. Teil 2: Die südliche Hälfte des deutschen Sprachgebietes. In: Besch, Werner et al. (Hgg.): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. Berlin / New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 1.2). S. 1418–1424.
- Werlen, Iwar (1988): Swiss German Dialects and Swiss Standard High German. Linguistic variation in dialogues among (native) speakers of Swiss German. In: Auer, Peter / di Luzio, Aldo (Hgg.): *Variation and Convergence. Studies in Social Dialectology*. Berlin. S. 94–124.
- Werlen, Iwar (1998): Mediale Diglossie oder asymmetrische Zweisprachigkeit? Mundart und Hochsprache in der deutschen Schweiz. In: *Babylonia* 1/1998, 22–35.
- Wunderli, Peter (2000): Die Leiden des jungen (und nicht mehr ganz jungen) W. Alemannisch und mehr. In: Dahmen, Wolfgang / Holtus Günter et al. (Hgg.): *Schreiben in einer anderen Sprache. Zur Internationalität romanischer Sprachen und Literaturen*. Tübingen. (Romanistisches Kolloquium 13). S. 171–185.

Zollinger, Jakob (1920): Der Übergang Zürichs zur neuhochdeutschen Schriftsprache unter Führung der Zürcher Bibel. Diss. Zürich.

Diglossische Entwicklungswege

